



Seit 1980 wird die Musikmesse jährlich als eigenständige Messe ausgetragen

40 JAHRE MUSIKMESSE

HAUPTSTADT DER MUSIK

Die Frankfurter Musikmesse feiert dieses Jahr ihr 40-jähriges Bestehen. Die tatsächlichen Anfänge der Messe reichen aber noch weiter zurück: Bereits seit 1956 ist Frankfurt der Treffpunkt der Branche.

Text: Jonas Lohse

Nach jahrelangen Verhandlungen war es 1956 so weit: Die Branchenverbände beschlossen, sich auf die Frankfurter Frühjahrsmesse als „große Jahresschau“ zu konzentrieren, und so präsentierten sich die Musikinstrumentenhersteller erstmals gemeinsam in einer eigenen Halle. „Die Messe soll eine Musikmesse im wahren Sinne des Wortes werden, sie soll dem Ein-

käufer das Gefühl geben, dass er hier alles findet, was er braucht. Keiner sei zu klein und keiner sei zu groß – alle mögen kommen, dann werden wir ein Werk schaffen, das uns allen zum Nutzen gereicht“, hieß es in einer Ankündigung in zeittypischer Euphorie. Neben der „Sonderschau von Beispielen formschöner Industrie-Erzeugnisse“ war die neue Fachmesse für Musik-

instrumente das Highlight der Frühjahrsmesse. Die Besucherinnen und Besucher konnten in der Kongresshalle neben Klavieren, Geigen und Gitarren auch neuartige elektronische Instrumente und „weitere Instrumente für die harmonische Ergänzung der modernen Wohnraumkultur“ bewundern. Und die Fachpresse zeigte sich von der Mainmetropole als Messe-Stand-

ort begeistert: „Welch ein Wandel innerhalb von 10 Jahren! Frankfurt a.M. steht im Wiederaufbau an der Spitze aller deutschen Großstädte. Die Altstadt ist schöner und zweckmäßiger denn je wiederentstanden.“

Zuvor hatte der Krieg nicht nur Frankfurt in Schutt und Asche gelegt, auch die traditionsreiche Musikinstrumentenbau war überall in Deutschland vollständig zum Erliegen gekommen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts dominierten die deutschen Hersteller den Weltmarkt. Hauptabsatzmarkt war bereits damals Amerika; die USA unterhielten bis 1916 sogar eigens ein Generalkonsulat im sächsischen Markneukirchen, einem der Zentren des Instrumentenbaus. Rund 80 Prozent der in die USA importierten Instrumente kamen damals aus dem vogtländisch-westböhmisches Musikwinkel um Markneukirchen und Schönbach im Egerland (heute Luby/Tschechoslowakei). Die vogtländischen Großhändler („Geigenverleger“ oder „Fort-schicker“ genannt) hatten den Handel fest in ihren Händen und kamen so zu großem Wohlstand. Nirgends im Deutschen Reich soll damals die Millionärsdichte größer gewesen sein – noch heute zeugen prächtigen Villen von dieser Zeit. Für die zahlreichen Instrumentenmacher im Vogtland und dem angrenzenden Egerland (Böhmen), die mit ihren Frauen und Kindern in Heimarbeit für die Verleger arbeiteten und von diesen wirtschaftlich abhängig waren, reichte der karge Lohn indes kaum zum Überleben.

1927 wurde Frankfurt zur „Welthauptstadt der Musik“. Die „Internationale Gesellschaft für neue Musik“ feierte mit über 100 Konzerten den „Sommer der Musik“, der zu dem herausragenden kulturellen Ereignis des Jahres in Frankfurt wurde. In der Festhalle und den angrenzenden Messehallen sahen über 800 000 Besucherinnen und Besucher die Schau „Die Musik im Leben der Völker“ mit ihren musikhistorischen, -pädagogischen und -ethnologischen Abteilungen und einer Ausstellung von Instrumenten und mechanischen Musikgeräten. „Schon hat die Ausstellung Tausende und Abertausende angezogen, schon hat sich durch sie die Musik als völkerverbindende Macht zu Gunsten Deutschlands, zu Gunsten unserer Stadt rein und ehrlich bewährt. Als eine wichtige Stufe im Aufbau und Aufstieg des neuen Frankfurt sei sie auch denen empfohlen, die an ‚sichtbare Musik‘ noch immer nicht recht glauben wollen“, schrieb die von Ernst May herausgegebene Zeitschrift „Das neue Frankfurt – Monatsschrift über die Fragen der Großstadt-Gestaltung“.

Doch wirtschaftlich entwickelte sich die deutsche Musikindustrie schlecht. Nach dem Ersten Weltkrieg war der Export von

„Schon hat die Ausstellung Tausende und Abertausende angezogen, schon hat sich durch sie die Musik als völkerverbindende Macht zu Gunsten Deutschlands, zu Gunsten unserer Stadt rein und ehrlich bewährt.“

Musikinstrumenten bereits stark zurück gegangen. Viele Fachkräfte waren im Krieg gefallen und konnten nicht ersetzt werden. Hinzu kam die Weltwirtschaftskrise: Wurden 1928 noch Instrumente im Wert von über 110 Mio. Reichsmark ausgeführt, so wurden 1934 nur noch 20 Mio. Reichsmark umgesetzt. Das Preisniveau von Musikinstrumenten war Anfang der 1930er-ahre so niedrig, dass es kaum noch die Existenz der Instrumentenmacher sichern konnte. Zur „Schaffung geordneter Zustände“ entschloss sich das NS-Regime 1939, dem mit einem Zwangskartell und festgelegten Preisen zu begegnen. Die Saiteninstrumentenmacher mussten sich Innungen anschließen, die die Preise für jede Instrumentenkategorie verbindlich festlegte. Die „Musikinstrumente-Zeitung“ schrieb: „Ein Fabrikant aber, der heute exportiert und dabei die Mindestpreise unterbietet, handelt genau so verbrecherisch wie ein Devisenschieber. Die Musikinstrumentenindustrie muss wieder ihren Platz an der Sonne erobern. Deutschland und der Führer erwarten, dass hierbei jeder Betriebsführer mehr als seine Pflicht tut.“

Bald nach Inkrafttreten des Preiskartells begann mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg. Auch die Instrumentenhersteller waren von Rohstofflieferungen aus dem Ausland abhängig, die nun ausblieben. Auf vielen Gebieten kam es zu Warenverknappungen – besonders bei den unter Soldaten sehr begehrten Mund- und Handharmonikas. Viele Hersteller reagierten darauf mit (verbotenen) Preiserhöhungen. Der Reichskommissar für Preisbildung verfügte deswegen 1940 einen Preisstopp: „Das Preiserhöhungsverbot muss auch dann genau beachtet werden, wenn Kostenerhöhungen den eigenen Gewinn des Lieferanten schmälern. Es ist unbedingt erforderlich, dass die Preise auf der vor dem Kriege geltenden Höhe gehalten werden.“ Doch nach und nach mussten sich alle deutschen Wirtschaftszweige der Kriegswirtschaft unterordnen. Wer nicht selbst zur Wehrmacht eingezogen wurde, musste seine Produktion auf kriegswichtigere Güter umstellen. Aber mögliche Zielländer für Musikinstrumente-Exporte gab es nun ja ohnehin kaum noch.

Als Folge des Zweiten Weltkrieges wurden über 3 Mio. Sudetendeutsche aus der ehemaligen Tschechoslowakei vertrieben. Auch die rund 2000 um Schönbach und Graslitz im Egerland ansässigen sudetendeutschen Instrumentenmacher mussten ihre Heimat verlassen. Die beiden Bundesländer Bayern und Hessen nahmen damals den Großteil der Vertriebenen auf. Für die sehr stark arbeitsteilig organisierten Instrumentenmacher war es wichtig, auch nach der Vertreibung zusammen zu bleiben und gemeinsam eine neue Heimat zu finden, denn nur so ließ sich eine effiziente Erzeugung von Musikinstrumenten fortführen oder neu aufbauen. Doch das gelang nur teilweise. Der größte Teil der Egerländer durfte sich ab 1946 im fränkischen Bubenreuth ansiedeln. Ein Zug mit vertriebenen Instrumentenmachern fuhr jedoch nicht wie geplant nach Bubenreuth, sondern zum Bahnhof Groß-Gerau. Die hessischen Behörden ermöglichten es den Geigen-, Gitarren- und Blasinstrumentenbauern dennoch zu bleiben und sich in Nauheim niederzulassen. Weitere Betriebe konnten sich in Walldorf und in Wehen i. Ts. ansiedeln. So entstand rund um Frankfurt mit der Musikinstrumentenerzeugung ein neuer Industriezweig, der in den Wirtschaftswunderjahren rasch zu neuer Blüte fand.

Bereits die Frankfurter Musikmesse 1956 wurde von einer Fachtagung begleitet. Hochschullehrer und Vertreter des Wirtschaftsministeriums hielten Vorträge über die noch junge soziale Marktwirtschaft: Die Abkehr von der Planwirtschaft und den Preiskartellen des NS-Regimes und die Liberalisierung der westdeutschen Wirtschaft trügen zu einer stabilen Währung und steigenden Exporten bei. Jedoch beklagte man die „Preisschleuderei“ der Hersteller aus der DDR und CSSR. Ein Verbandsfunktionär stellte deswegen „bedeutende Strömungen im Verband gegen weitere Zonenhandelserleichterungen“ fest, und schloss mit dem Wunsch: „Es wäre ein allgemeiner offener europäischer Markt für Musikinstrumente zu begrüßen“.



40 JAHRE MUSIKMESSE



Die neben der Festhalle gelegene Kongresshalle beherbergte die Musikmesse, die ab 1956 als Teil der Frühjahrmesse ausgetragen wurde.

Wirtschaftsminister Ludwig Erhardt lässt sich beim Messe-rundgang Mundharmonikas zeigen



In den 1960er-Jahren setzte mit der Beat-Welle ein regelrechter Gitarren-Boom ein, von dem natürlich die hiesigen Hersteller stark profitierten. Statt Geigen wurden nun vor allem E-Gitarren und Verstärker produziert. 1961 reichte der Platz in der Kongresshalle für die Musikmesse nicht

mehr aus, sie wurde um die benachbarte Halle 7 erweitert. Viele nach dem Krieg in Westdeutschland neu gegründeten Betriebe gehörten bald zu den größten Herstellern weltweit, hatten aber auf dem Weltmarkt mit der Aufwertung der D-Mark zu kämpfen. Mit den 1970er-Jahren kam es zu einer Absatzkrise: mit den Preisen der Konkurrenz aus Japan und anderen asiatischen Ländern (China spielte damals anders als heute noch keine Rolle) konnten die westdeutschen Unternehmen nicht mithalten. Zahlreiche Firmen mussten Insolvenz anmelden. Die Entscheidung, die Musikmesse aus der Frühjahrmesse zu lösen und ab 1980 zu einer eigenständigen Messe weiter zu entwickeln, fiel also in einer für die Branche schwierigen Zeit, erwies sich aber dennoch als erfolgreich. Die Frankfurter Musikmesse entwickelte sich zur Leitmesse, in ihrer Bedeutung durchaus vergleichbar mit der IAA oder Buchmesse. Seit 2002 veranstalten die Frankfurter zudem auch die Music China in Shanghai, und seit 2012 (zusammen mit dem amerikanischen Konkurrenten NAMM) die Musikmesse NAMM Russia in Moskau.

Wie auch die IAA, die den Standort Frankfurt verlassen wird, sieht sich auch die Musikmesse heute mit einer fundamental veränderten Nachfragesituation konfrontiert. Die Tochter im fernen Shanghai hat die Mutter an Größe längst überholt, der asiatische Markt wächst. Im heimischen

Musikinstrumentenmarkt kaufen die Konsumenten heute überwiegend online ein. Rund 80 Prozent des Umsatzes teilen dabei die 10 größten Händler unter sich auf. Die Ladengeschäfte vor Ort, für die die Messe bislang wichtige Informationsquelle und Handelsplatz war, spielen für den Absatz der Instrumente eine immer kleiner werdende Rolle, sodass Messestände für die Hersteller an Bedeutung verloren haben.

Die Frankfurter Musikmesse wendet sich deswegen seit einigen Jahren verstärkt an das breite Publikum. Während Mittwoch und Donnerstag weiterhin den Fachbesucherinnen und -besucher vorbehalten bleiben, wird für Freitag und Samstag ein günstigeres Privatbesucherticket angeboten. Besucher haben im „Musikmesse Plaza“ nun auch nicht nur die Möglichkeit, Instrumente auszuprobieren, sondern sie auch gleich zu kaufen und mitzunehmen. Außerdem wird die Musikmesse von einem Musik-Festival begleitet. Nicht nur in den Messehallen, sondern auch in 50 Locations überall in der Stadt finden während der Messetage rund 100 Konzerte statt, quer durch alle Musikgenres.

Das Festivalbändchen bekommen Messebesucher kostenlos, im Einzelverkauf auf den Konzerten und im Vorverkauf kostet es 19 €. Mit ihm bekommt man freien oder ermäßigten Eintritt zu den Konzerten.

Musikmesse, Ffm: Messengelände, 1.-4.4., Eintritt: 15-39,-